

**Warum »Effi Briest«?
Anmerkungen zu einer Grabinschrift**

Hans-Jürgen Perrey

© 2008

www.perrey.info

1

Effi von Innstetten, geborene von Briest, ist eine tragische Figur, die manchmal ein wenig an Lessings Emilia Galotti erinnert, gerade deshalb, weil sie viel zu jung zu sein scheint, um für ihre schuldlose Schuld mit dem Leben bezahlen zu müssen.

Mit 16 wird Effi von der Schaukel weg verheiratet, mit 17 ist sie Mutter, mit 18 wird sie – gerade zur Frau herangewachsen – zur Ehebrecherin. Wenn die Schuldfrage bei der bürgerlichen Emilia Galotti auch ungleich schwieriger zu diagnostizieren ist, so ist beiden Frauen doch gemein, daß sie ganz im Geiste der klassischen Tragödie in ihrem Untergang menschliche Größe zeigen. Sie beweisen Erhabenheit gegenüber den Sühne einfordernden Schicksalsmächten. So verzeiht Effi Geert von Innstetten. Auf dem Krankenlager sagt sie zu ihrer Mutter, ihr geschiedener Mann habe »'in allem recht gehandelt'«, um hinzuzufügen: »'Denn er hatte viel Gutes in seiner Natur und war so edel, wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist'.« (348)¹

Effi stirbt mit einer erstaunlichen, fast schon stoischen Gelassenheit, die der aufgebrachte Odoardo Galotti an seiner Tochter ebenfalls feststellt. Auch Effi überkommt ein »Gefühl der Befreiung«, und »'Ruhe, Ruhe'« (348) wird ihr zum elementaren Bedürfnis, während ihr letzter Wille sich ganz und gar auf ihren Grabstein konzentriert.

Von ihrem eigentlichen Sterben erfahren wir nichts, ebensowenig wie von den ersten Gesprächen mit Innstetten in Hohen-Cremmen, der Hochzeitsnacht und -reise, den Umständen ihrer Entbindung oder ihrem Liebesverhältnis zu Major von Crampas – symptomatisch für Fontanes Erzählstrategie, die oft handlungsrelevante Ereignisse ausblendet.² Wir lesen nur vom Tod Effis und erfahren, daß dort, wo einst inmitten des gutsherrschaftlichen Gartens die Sonnenuhr aufgestellt war, sich fortan die Grabstätte befindet. Auf einer weißen Marmorplatte steht nichts als »Effi Briest«. Darunter befindet sich ein Kreuz. »'Ich möchte auf meinem Stein'«, so hat der Wunsch der 29jährigen gelaundet, »'meinen alten Namen wieder haben; ich habe dem andern keine Ehre gemacht.'« (349). Dieser andere Name gehört natürlich von Innstetten, auf dessen Familiennamen Effi nach einer Ehescheidung juristisch ohnehin keinen Anspruch mehr erheben könnte.

Also – der alte Name. Aber der lautet »Effi von Briest«. Wie sonst! Schließlich entstammt die junge Frau einer angesehenen märkischen Adelsfamilie, die mit Stolz auf ihre Vergangenheit zurückblickt, ist doch gleich im ersten Satz des Romans die Rede davon, daß das Herrenhaus zu Hohen-Cremmen schon seit »Kurfürst Georg Wilhelm von der Familie von Briest« bewohnt werde.

Was ist hier vorgefallen? Und welchem unerhörten letzten Willen ihrer Tochter haben diese standesbewußten Eltern anscheinend kommentarlos zugestimmt? Warum findet Effi ihre letzte Ruhe nicht in der Familiengrablege, wie es aristokratisches Vorrecht ist? Hat hier am Ende des Romans etwa eine selbstverordnete Denobilitierung stattgefunden? »Effi Briest« – das kündigt von Adelsniederlegung und damit von nichts weniger als dem demonstrativen Übertritt in die bürgerliche Schicht oder Klasse. Das klingt nach Adelsverzicht³, beinhaltet damit letztlich eine politische Aussage von einiger Radikalität und könnte einmal mehr verdeutlichen, warum Fontane sein Buch als politischen Roman verstand. Deshalb nämlich, weil es ihm vorrangig um den »Gesellschaftszustand, das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische« ging.⁴

So sehr man über diese Namensproblematik erstaunen kann, so sehr ist man zugleich

verwundert, warum die vielen einschlägigen Untersuchungen zu *Effi Briest*, die zahlreichen Aufsätze, Anmerkungen, Handbuchartikel oder Interpretationshilfen hierzu kaum etwas oder gar nichts sagen.⁵ Ist der Namenszusatz »von«, der den niederen Adel bezeichnete und dem im 18./19. Jahrhundert so viele Vertreter aus dem Bürgertum nacheiferten, um als Neu- oder Briefadlige zur gesellschaftlichen Führungselite dazugehören zu dürfen, etwa nicht von Belang? Haben wir uns allzusehr an den euphonischen Dreiklang »Effi Briest« gewöhnt und lassen Poesie vor Recht und historischer Faktizität walten, obwohl wir doch wissen, daß Fontane sich mit Adelsfragen und Adelsprädikaten bestens auskannte? Klingt »Effi von Briest« für uns mittlerweile so ungewohnt wie im Gegenzug »Luise Briest«, »Geert Innstetten« oder »Otto Bismarck«?

2

Als versierter Erzähler und feinfühligler Künstler wußte Fontane um die Bedeutung, die den Personennamen in einer Geschichte zukommt.⁶ Denn – wer fiktional erzählen will, benötigt nicht nur einen fruchtbaren Plot, auf dem das Kunstgebilde gedeihen kann, sondern er muß sich auch rechtzeitig um die Eigennamen seines fiktiven Personals kümmern. Literarische Figuren fangen erst an zu leben, hat man ihnen einen prägnanten Namen verordnet. Dieser läßt sie sichtbar werden, konturiert oder charakterisiert sie sogar. Namen haben die Kraft, zu porträtieren oder zumindest unsere Phantasie zu beflügeln. Sie bedeuten mitunter etwas oder werden als sprechende Namen zum Programm. So meint Effi zu Gieshübler: »'Das war immer eine Lieblingsbehauptung unseres alten Pastors Niemeyer; der Name, so liebte er zu sagen, besonders der Taufname, habe was geheimnisvoll Bestimmendes, und Alonzo Gieshübler, so mein' ich, schließt eine ganz neue Welt vor einem auf, ...'« (72f.)

Überdies vermögen Namen eine Figur zu karikieren. Wer seinen Leserinnen und Lesern bornierte, allzu bodenständige pommersche Landadlige präsentieren will, nennt sie von Guldenklee, von Grasenapp oder von Borcke. Und wenn Frau von Grasenapp auch noch eine Süddeutsche und geborene Stiefel von Stiefelstein ist, ist das fast schon Satire (75). Macht man es sich allerdings zu einfach oder frönt dem poetischen Realismus allzusehr, so daß die ehrwürdige pommersche Adelsfamilie Glasenapp Anstoß nimmt an den »fiktiven« Grasenapps, so muß man sich als Autor eben vielmals entschuldigen.⁷

Crampas, der »Damenmann«, wiederum hätte nicht Major von Klemm, heißen dürfen, den wir als hageren humorlosen Feldwebel aus *Vor dem Sturm* kennen. Und daß man Crampas' Vornamen nicht erfährt, läßt ihn mehr als Typus denn als Charakter erscheinen. Vertieft man das Ganze noch und berücksichtigt, daß Effis Verführer, der nicht ohne mephistophelische Züge ist, einen Namen trägt, der ein süddeutsch-österreichischer Volksname für Teufel ist⁸, während Crampon im Französischen auch aufdringliche Person meinen kann und das Wort »Krampe« ursprünglich von »Haken, Klammer« stammt (Crampas als der Angelhaken, in dem das Wasserwesen Effi sich verfängt), so sind das zusätzliche onomastische Qualitäten, auch wenn »Crampas« letztendlich wohl rein geographischen Ursprungs ist und auf das kleine Dorf bei Saßnitz auf der Insel Rügen zurückzuleiten ist. Schließlich ist dieser Ort bedeutsam für die Handlung.

Fontane ging mit dem Instrument der Namengebung souverän um, und Thomas Mann wurde auch hierin sein eifrigster Schüler. Nicht nur, daß die »Buddenbrooks« dem Roman *Effi Briest* entnommen sind – Crampas' Sekundant ist ein Buddenbrook (der wiederum geistert als »Buddenbrock« durch die *Wanderungen* und die drei großen *Kriegsbücher*) –, auch antithetische Namen erfreuen sich bei Thomas Mann großer Beliebtheit. Dann nämlich, wenn bestimmte Personen eine innere Ambivalenz ausdrücken sollen, insbesondere den Gegensatz von südländischem Temperament und mediterraner Leichtigkeit versus norddeutschem Biedersinn und germanischer Erdschwere. Alonzo Gieshübler⁹ stand zweifelsohne Pate, als Hanno Buddenbrook, Tonio Kröger oder auch François Knaak erschaffen wurden. Letzterer ist der ulkig-drollige Tanzlehrer, über den Tonio Kröger so respektlos und herzstärkend räsoniert.¹⁰

Nomen est omen – im Fall von »Effi Briest« war Fontane sich von Anfang an bewußt, welchen Geniestreich er hier vollführt hatte. Den Plot lieferte bekanntlich wieder einmal die gesellschaftliche Wirklichkeit, die Ardenne-Affäre, die in Preußens und Deutschlands Hauptstadt für viel Gesprächsstoff gesorgt hatte. Bezeichnenderweise fokussierte der Dichter sein Interesse an dem Stoff schnell auf wenige suggestive Bilder. So elektrisierte ihn das »Effi komm!«, von dem ihm ebenfalls berichtet worden war. Und er verarbeitete, scharf beobachtend wie Thomas Mann, das Matrosenkleid, das Effi tragen wird und das der Dichter im Zehnpfund-Hotel in Thale bei einem englischen Teenager ausgemacht hatte. Solche Eindrücke sind narrativ oft stimulierender als eine ansonsten recht banale Ehebruchsgeschichte inklusive Duell.¹¹

»Effi« und »Briest« klang und klingt einfach faszinierend, und wie wir wissen, hatte Fontane sich hier schon in einem recht frühen Entwicklungsstadium des Romanprojekts festgelegt.¹²

»Effi« wurde vermutlich von Walter Scott entlehnt, während »Briest« ein realexistierender Name war und von einem ausgestorbenen Adelsgeschlecht herrührte, das Fontane von seinen Wanderungen kannte.¹³ Hier gibt es eine Konnotation mit »Brise«, womit bereits auf die Nähe zum Wasser angespielt wird, das für Effis tragische Entwicklung so metaphorisch schicksalsmächtig werden soll. Und: »Effi Briest« ist nichts weniger als wahre Poesie. Da sehen wir das »Naturkind«, die »Kunstreiterin«, die für das Trapez geborene »Tochter der Luft« (41, 7) lebhaft vor uns, diese kindhafte Frau, die von Luft, Licht, Leichtsinn, Lust, Lachen und Liebe leben will und das Aparte und Abenteuerliche so sehr braucht. »Effi« – das ist ein wunderbar lautmalerscher Aufschwung, und von Effi zu Eva ist es ebenfalls nicht weit, womit die Vertreibung aus dem Paradies (von Hohen-Cremmen) und der Sündenfall bereits leitmotivisch angestimmt werden.

Der Name »Effi« ist allerdings zugleich so verspielt, ist so kindlich-künstlich und exotisch aufgeladen, daß die androgyne, halbwüchsige, zarte Femme fatale ab ovo schon nicht mehr in die Briest'sche Ahnengalerie hineinzupassen scheint. Sie ist Außenseiterin wie Hanno Buddenbrook, der in der lübischen Bürger- und Kaufmannsdynastie der Buddenbrooks auch nichts mehr zu suchen hat. In der Familienchronik leistet er sich bekanntlich eigenmächtig einen markanten Schlußstrich, in der Überzeugung, daß nach ihm nichts mehr komme. Bei Effi verhält es sich nicht viel anders. Sie ist die Letzte der adelsstolzen Familie, die mit ihr erlöschen wird.

Hanno Buddenbrook ist Künstlernatur, Effi ist es von ihren Anlagen her auch. Mit ihrer Schul- und Allgemeinbildung ist es nicht weit her. Aber sie spielt passabel Klavier, und Musik vermag sie tief zu berühren (107). Später beginnt sie zu malen. Außerdem scheint sie wie geschaffen für die exotische Zirkuswelt. Sie liebt die Wildheit beim Schaukeln, reitet tollkühn am Strand entlang, und sie hat eine Affinität fürs Theater. Sie besitzt eine ausgeprägte Phantasie und beweist exzellente schauspielerische Qualitäten, nicht nur, als der *Schritt vom Wege* unter Crampas' Regie im Kessiner Laienspiel aufgeführt wird, sondern auch, als es darum geht, die außereheliche Beziehung zu kaschieren und Komödie zu spielen. Wie sie den mißtrauischen Gemahl Innstetten hinters Licht führt, zeugt von mimischem Talent und von einer gewissen Verschlagenheit, von dem Rabiaten, das ihre Mutter ihr schon zu einem frühen Zeitpunkt attestiert, während der liebevolle Papa sich von ihr gern den herzensguten Gieshübler imitieren läßt, denn Effi verfügt über ein »Nachahmungstalent« (329).

Kurzum: Irgendwann im Laufe der Romanlektüre fragt man sich, welcher Teufel eigentlich die konventions- und karrierebewußte Luise von Briest, geborene von Belling, und ihren Ehemann, den Ritterschaftsrat von Briest (der interessanterweise auch ohne Vornamen bleibt) geritten hat, ihre Tochter »Effi« zu nennen. »Effi« ist kein Kosenamen, sondern der Rufname, wie uns ausdrücklich mitgeteilt wird (6). Der Erzähler verrät es nicht, sagt auch nichts über etwaige weitere Vornamen der Protagonistin, und Fontane, der es eigentlich wissen mußte, schweigt ebenfalls.

Realistisch und überzeugend ist der Name »Effi« eigentlich nicht. Elfriede (wozu »Effi«

die Kurzform ist¹⁴), Caroline, Mathilde, Bettina oder Elisabeth (wie die realexistierende »Effi«, Frau von Ardenne, geb. von Plotho) wären für das zeitgenössische Publikum authentischer gewesen. Effi hat per se etwas Artifizielles. Aber wer greift auf die gängigen Namen seiner Zeit zurück, wenn ihm »Effi« vor Augen steht und ihm die Feder führt. Fontane wußte, was er an dem Namen hatte. Nicht auszudenken, er hätte sich doch für »Betty von Ottersund« entschieden, die Namensetzung aus den allerersten Entwürfen. Wirklich nicht auszudenken – der ganze Zauber seiner Dichtung wäre in sich zusammengesackt. Oder er wäre – wie Spielhagen nach ihm – der wenig attraktiven Idee gefolgt, seine Protagonistin Klotilde von Sorbitz zu nennen.¹⁵

Nein, »Effi« mußte es sein.

Aber warum »Effi Briest« und nicht korrekt »Effi von Briest«?¹⁶ Störte das »von« die Melodie? Das Klang-Empfinden? Dann wäre »Effi« als Buchtitel doch ausreichend gewesen. Im Roman ist ohnehin ständig, fast durchgängig und vertraulich von »Effi« die Rede. Effi war Fontane derart ans Herz gewachsen, daß sein Erzähler sich trotz aller auktorialer Distanz unablässig in väterlich personaler Nähe zu seiner »Heldin« bewegt. Diese auktoriale Schein-Objektivität wird schließlich vollends aufgegeben und gipfelt im zweimaligen solidarischen »Arme Effi« (79, 345). Überdies haben ja auch andere Fontane-Romane Frauenvornamen als Titel. Man denke nur an *Stine* oder *Cécile*.

Der Name »Effi« taucht im Roman 640mal auf. Von »Effi Briest« ist hingegen nur dreimal die Rede: Erstens im Titel, zweitens im Anfang des 3. Kapitels und dann – rein dokumentarisch – als die Inschrift des Grabsteines mitgeteilt wird. Genaugenommen benutzt der Erzähler den Namen »Effi Briest« also selbst nur einmal. Das verwundert.

Auch Effi nennt sich nie »Briest«, sondern – will sie auf ihre Herkunft verweisen – »von Briest«, etwa dann, wenn sie offiziell an die Ministerin schreibt, um ihre Tochter Annie wiedersehen zu können (318). Ausdrücklich wird dann betont, sie schreibe ihren bloßen Nachnamen »nur«, weil erklärt werden soll, warum sie die »Baronin« wegläßt, ein Adelsprädikat, das sie schließlich nur der Heirat mit Innstetten verdankt.

Von dritten Personen wird sie ebenfalls als geborene »von Briest« angesprochen. Zu nennen wären hier Gieshübler (93), die Tripelli (111) oder Frau von Briest, als sie ihrer Tochter den verhängnisvollen Brief nach Bad Ems schickt (299). Und ist von der verheirateten Effi die Rede, so heißt es durchgängig Effi -, Baronin - oder Frau Landrat von Innstetten (268, 273, 299).

Ihre Mutter, Luise von Briest, tritt nur mit dem Adelsprädikat »von« auf. Der Erzähler nennt sie grundsätzlich »Frau von Briest«, und sogar einen Brief an ihre Tochter unterschreibt die Mutter mit »Luise v. B.«. Selbst bei Crampas' Ehefrau, die »keine Geborne« ist (122), also nicht zu den Leuten »von Familie« zählt (64), wird auf das »von« nicht verzichtet, schließlich ist sie durch ihre Heirat in den Adelsstand aufgestiegen.

Aber warum dann »Effi Briest«?

3

Zwei Seelen schlagen in Effis jugendlicher Brust. Als »Naturkind« und »Tochter der Luft« ist sie im Rousseau'schen Sinne fast schon in einem gesellschaftsfreien Raum herangereift. Wie der alte Briest lebt sie sich selbst, sonnt sich in der Liebe und Fürsorglichkeit ihrer Eltern, vornehmlich ihres Vaters, und entfaltet im hufeisenförmigen Paradies von Hohen-Cremmen eine Art Insel-Existenz. Schon ihre lückenhafte Schul- und Allgemeinbildung offenbart, wie wenig sie auf den Eintritt in die Gesellschaft vorbereitet ist.

Im Gegensatz dazu steht der Ehrgeiz der Mutter, ihre Tochter früh zu verheiraten. Unvermittelt stößt sie Effi in die – um einmal den jungen Goethe zu bemühen – »Weltrolle«. Wenn mit Innstettens Namen auch das »instead of« anklingen soll, so hat Effis tragische Stellvertreterrolle eine doppelte Dimension: Sie ehelicht nicht nur den Mann, den man Luise von Belling einst versagte. Sie soll anstelle der Mutter auch den gesellschaftlichen Aufstieg realisieren, den diese an der Seite ihres Mannes nicht erleben

konnte (daß die beiden Briests keine Hochzeitsreise unternommen haben und auch an ein Nachholen nicht mehr zu denken ist, spricht Bände). Als Karrierebeamter ist Innstetten in dieser Hinsicht eine respektable wie pragmatische Partie.

Effis schuldlose Schuld offenbart sich nirgendwo besser, als sie ihrer Mutter noch vor Innstettens Eintreffen in Hohen-Cremmen fordernd entgegenhält: »Warum kriege ich keine Staatskleider? Warum machst Du keine Dame aus mir?« Als Luise von Briest zurückfragt: »Möchtest Du's?«, verneint Effi spontan, um ihre Mutter im selben Atemzuge und in einer Art Übersprungshandlung stürmisch zu umarmen und zu küssen (7).

Effi, die im Hause Briest auch die »Kleine« (7) genannt wird, stolpert in den tragischen Konflikt hinein, ohne dessen Tragweite überhaupt abschätzen zu können, schuldlos schuldig eben. Denn nachdem Frau von Briest ihr suggeriert hat, Innstetten sei durchaus der geeignete Mann (zunächst scheint Effi auch einen Scherz für möglich zu halten), und ihre Tochter werde mit zwanzig Jahren da stehen, wo andere mit vierzig stünden, schweigt diese und sucht nach einer Antwort.¹⁷

Sie kommt aber nicht mehr zum Nachdenken, denn sogleich vernimmt sie die Stimme ihres Vaters, der jetzt erstmals die Bühne betritt und dessen Liebe und Zuneigung sie sich im Sinne eines Urvertrauens sicher sein kann. Der Ritterschaftsrat überschreitet die »Gartensalonschwelle« (vom dunklen Hinterzimmer in den hellen Gartensaal) und führt seiner Tochter den zukünftigen Bräutigam zu.

Damit kommt ein neuer Aspekt ins Spiel. Effis Mitgift für die oktroyierte Weltrolle ist ihre Herkunft, die Abkunft von einer angesehenen märkischen Adelsfamilie, auf die der Ritterschaftsrat besonders stolz ist. Dezidiert nimmt er nämlich später eine Abgrenzung zu den von Innstettens vor und erklärt, die Briests seien schließlich »auch nicht von schlechten Eltern. Wir sind doch nun 'mal eine historische Familie, laß mich hinzufügen Gott sei Dank, und die Innstetten's sind es *nicht*; die Innstetten's sind bloß alt, meinetwegen Uradel, aber was heißt Uradel?« (28).

Man könnte hier auch noch deutlicher werden: Innstetten ist als Adliger »merkwürdig herkunftlos«¹⁸. Sein fast schon »synthetischer« Name, der ohne jeden historischen Bezug ist, unterstreicht bereits, daß dem pedantischen, prinzipienbewußten Landrat ein wesentliches Merkmal des typischen oder echten Landadligen, dem Fontane stets ein zumindest künstlerisches Interesse entgegengebracht hat, fehlt: »Ahnenstolz und Familienbewußtsein« sowie »Adelige Leitbilder und Tugenden«.¹⁹ Folglich wird bei Innstetten die »Ehre« auch zum hohlen Begriff. »Die Ehre verlangt, daß der Adel des Geschlechtes, die nobilitas generis, durch den Adel der Sitten, die nobilitas morum, ergänzt werden müsse. Somit war der Adelige verpflichtet, an sich zu arbeiten, sich gewissermaßen durch Annäherung an vorgegebene Ideale zu kultivieren.«²⁰

Adel – er ist gewissermaßen das Ferment, das in dem quirligen Naturkind Effi den Einstieg in die Weltrolle beschleunigt, wenn nicht voraussetzt. Deshalb spielen Adel und adliges Milieu bereits in den Expositionskapiteln eine gewichtige Rolle.

Zunächst auf der alltäglichen Ebene. Das 1. Kapitel eröffnet den aristokratischen Schauplatz. Fontane braucht hier nicht ausführlicher zu werden. Seine Leserschaft wußte um die feudalen Verhältnisse auf dem Lande und hatte vor Augen, daß Herr von Briest in seinem Gutsbezirk die oberste politische Instanz darstellt. Kommunale Selbstverwaltung, wie sie in Städten und vielen ländlichen Gemeinden der preußischen Provinzen als Ergebnis der preußischen Reformen und auf der Grundlage eines sehr differenzierten Kommunalrechts mehr oder weniger ausgeprägt galt, war in Gutsbezirken nicht vorgesehen. Hier verkörperte der Gutsherr die untere staatliche Obrigkeit und nicht ein Gemeindevorsteher oder Schulze (heute Bürgermeister) wie in nicht-gutsuntertänigen Gemeinden. Kurzum: Der preußische Gutsbezirk spiegelte überholte Standesprivilegien, feudale autokratische Strukturen und politische Modernisierungsdefizite auf wahrlich anachronistische Weise wider.²¹

So verwundert es nicht, daß Effis bürgerliche Freundinnen Bertha, Hertha und Hulda Frau von Briest bei der Begrüßung selbstverständlich die Hand küssen (8).²² Ferner ist Effi

»pikiert«, als die drei Mädchen spontan über den Namen Geert von Innstetten lachen und erklären: »'... die adeligen Namen haben oft so 'was Komisches'«. Effi kontert, allerdings mit unfreiwilliger Ironie: »'Dafür sind es eben Adelige. Die dürfen sich das gönnen, und je weiter zurück, ich meine der Zeit nach, desto mehr dürfen sie sich's gönnen. Aber davon versteht Ihr nichts, was Ihr mir nicht übel nehmen dürft. Wir bleiben doch gute Freunde'« (10f.).

Standesdünkelhafter geht es eigentlich nicht mehr.

Und Effi macht so weiter. Als die Freundinnen auf ihr Matrosenkleid verweisen und sie mit einem Schiffsjungen vergleichen, korrigiert sie: »'Midshipman, wenn ich bitten darf. Etwas muß ich doch von meinem Adel haben'« (14f.). Wenn Hertha einige Zeit später unbewußt weitblickend auf Effis neuen Lebensabschnitt zu sprechen kommt und mit Blick auf Innstetten meint: »'... Mir ist aber doch so bange dabei. Ist es [Hervorhebung v. Verf.] denn auch der Richtige?'« und Effi antwortet: »'Gewiß ist es [!] der Richtige. Das verstehst Du nicht, Hertha. Jeder ist der Richtige. Natürlich muß er von Adel sein und eine Stellung haben und gut aussehen'« (20f.), dann ist das an Naivität, an elitärer Reduktion auf blanke Äußerlichkeiten und damit an tragischer Verstrickung kaum noch zu überbieten.

Adelsarroganz tritt auch zutage, als Effi und ihre Mutter Hochzeitseinkäufe in Berlin tätigen und man beschließt, Tante Therese gegenüber inkognito zu bleiben, weil diese der »beinahe unstandesgemäße[n] Verwandtschaft« zugerechnet wird. Was wird hier kaschiert? Daß die Tante nicht zum noblen *Hotel du Nord* paßt, in dem man logiert? Läßt sich mit Tante Therese kein Staat machen, weil sie allzusehr an den degenerierten, verarmten Landadel erinnert und nicht ins weltstädtische Berlin paßt? Man horcht im übrigen auf, wenn später mitgeteilt wird, dieses Verhalten gegen die Tante habe den »Beifall« des alten Briest nicht gefunden (25f.).

Das alles sind Hinweise darauf, daß die Briests selbst zu dieser Spezies Junker zählen. Genealogisch wie ökonomisch ist es nämlich schlecht um sie bestellt. Zwar spottet der alte Briest, als sich nach Klein-Annie bei den Innstettens kein Nachwuchs mehr einstellen will, »Haus Innstetten« stehe »mutmaßlich auf dem Aussterbeetat«, wobei der Erzähler anfügt, der Ritterschaftsrat behandle den Fortbestand anderer Familien »obenhin«, weil er »eigentlich nur an die Briest's« glaube (263). Doch hat der Gutsherr Grund dazu? Die Hohen-Cremmer Linie der Briests ist wie gesagt selbst vom Aussterben bedroht, denn auch hier gibt es »nur« eine Tochter, deren ganzes Wesen unübersehbare Symptome von Adelsverfall aufweist.

Und ist vom Geld die Rede, gibt es ebenfalls deutliche Anspielungen auf aristokratischen Niedergang. Mehr als einmal hören wir, daß finanzielle Dispositionen vom Ausfall der Rapsernte abhängen, wobei der alte Briest unter anderem den Preisverfall beklagt und erzählt habe, »'... wenn nicht Schutzzölle kämen, so müß' er mit einem Bettelsack von Hohen-Cremmen abziehen'« (228). Da mag Briest'scher Humor unterlegt sein, doch den Lesern dieser Zeit wird klargeworden sein, daß sicherlich auch dieser Gutshof den vielen maroden, unwirtschaftlich arbeitenden Betrieben zuzurechnen ist, die so typisch für die chronisch kriselnde Landwirtschaft der Bismarckzeit und auch noch späterer Jahrzehnte waren. Die Hochzeit seiner einzigen Tochter, soviel wird jedenfalls klar, hat Briest nicht aus der Portokasse bezahlt, denn allein die Berliner Einkäufe und die dazugehörige Rechnung lassen ihn keineswegs gleichgültig (27).

Zeitgenössische Leser werden dem Titel *Ritterschaftsrat* auch nicht allzuviel Respekt gezollt haben, wird hiermit lediglich signalisiert, daß Briest in irgendeinem Gremium einer preußischen Kreditkassa sitzt oder gesessen hat, deren Hauptaufgabe es ist, überschuldete landwirtschaftliche Betriebe über Wasser zu halten,²³ denn schuldenfreie Güter besaßen einen »notorischen 'Seltenheitswert'«. ²⁴ Nicht umsonst schreibt Woldemar von Stechlin deshalb mit Blick auf den Grafen Barby und den eigenen Vater in sein Tagebuch: »Ein Botschaftsrat ist eben was andres als ein Ritterschaftsrat ...«. ²⁵

Somit ist Effis übereilte Verlobung bzw. Verheiratung auch als mütterlicher Versuch zu werten, die Tochter aus dem krautjunkerlichen Schattendasein in ökonomisch und gesellschaftlich etwas glanzvollere Verhältnisse hinüberzuretten, »etwas« deshalb, weil

auch ein preußischer Landrat nicht zu den »Besserverdienenden« gehörte und sein Hauspersonal sowie Kutscher, Pferd und Wagen sowie zusätzliche Bedienstete in seiner Kreisverwaltung aus eigener Tasche bezahlen mußte.

Alles in allem ist es deshalb kein Zufall, daß die abrupte Verheiratung sowie die ganze Schieflage der hier geschmiedeten, rein standesüblichen Konvenienz-Ehe von Anfang mit Zweifeln übersät ist, die sich bei allen Beteiligten schnell einstellen. Als Luise von Briest von ihrer Tochter wissen will, ob der Vetter Briest womöglich der geeigneteren Ehemann gewesen wäre, antwortet Effi ähnlich und stereotyp, wie sie es Hertha gegenüber getan hat: »'... Geert ist ein Mann, ein schöner Mann, ein Mann, mit dem ich Staat machen kann und aus dem was wird in der Welt...'« (S. 37).

4

Die preußisch-deutsche Staats- und Weltbühne betritt Effi unter Innstettens Regie. Es ist eine Welt der Traditionen, Konventionen, eines festgefügtten Verhaltenskodex', sozialer Rollenmuster, der Prüderie, moralischen Doppelbödigkeit, Spießigkeit, der religiösen Orthodoxie (einer Art protestantischen Fundamentalismus) und der gesellschaftlichen Verspätung. Es ist die kalte, inhumane Welt, in der das »'tyrannisierende Gesellschafts-Etwas'« vorherrscht, das nicht »'nach Charme und nicht nach Liebe und nicht nach Verjährung'« fragt. Hier ist man nicht »'bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an'«, auf das man beständig Rücksicht zu nehmen hat (278). Oder wie Luise von Briest es ausdrückt: »'Aber man lebt doch nicht bloß in der Welt, um schwach und zärtlich zu sein und alles mit Nachsicht zu behandeln, was gegen Gesetz und Gebot ist und was die Menschen verurteilen und, vorläufig wenigstens, auch noch – mit Recht verurteilen.'« (328)

Dieses ist eine Welt des Anti-Individualismus und der menschlichen Fremdbestimmung, und als sei die schwarz-weiße preußische Flagge ihr Symbol, offenbart sie neben äußerer Glanz- und Prachtentfaltung auch dunkelste Schattenseiten (man beachte die Lichtverhältnisse in der Kessiner Landratswohnung). In dieser Gesellschaft geht der Spuk um. Hier gehört die Schwarze Pädagogik zum aufklärungsfeindlichen Erziehungs- und Disziplinierungsinstrumentarium, und dem ist die angstbehaftete Effi nicht gewachsen, wobei sich auch hier familiäre Verfallserscheinungen zeigen, denn »'... Alldruck ist in unserer Familie, mein Papa hat es auch und ängstigt uns damit ...'« (87)

Der Spuk, den Innstetten für etwas Natürliches hält (244), gehört zur überlebten Adelswelt dazu. Er steht – ähnlich wie das Duell und sein mittelalterlicher Ehrenkodex – für den düsteren atavistischen Geist, der dieser vormodernen Gesellschaftsformation innewohnt. Wer sich ihm nicht fügt, sich den Regeln der Kaste, des Kollektivs nicht unterordnet, wird von ihm heimgesucht. Oder wie es Innstetten verbogen formuliert: »'... man muß nur in Ordnung sein und sich nicht zu fürchten brauchen.'« (173)

Spuk, erklärt er seiner verängstigten jungen Frau, sei aristokratischer Vorzug und gehöre dazu wie Stammbaum und Wappen (beides Dinge nebenher, die bei ihm, dem Mann aus dem alten »'freiherrliche[n] Geschlecht'« (263), nicht auszumachen sind!). Und die »'Furcht und Abneigung'« vor und gegen Spuk passe doch nicht zu einer Briest. »'Das ist ja, wie wenn Du aus einem kleinen Bürgerhause stammtest.'« (92)

Aber, möchte man fragen: Gibt es etwas Irrationaleres als Spuk? Und ist dieses nicht ein eindeutiger Verweis darauf, daß Effi solche Adelsmarotten längst wesensfremd geworden sind, daß sie dank ihres Vaters bereits in einer humaneren, aufgeklärteren Tradition fühlt und auch denkt, ähnlich der Tripelli, die – mit Abstrichen – ebenfalls aus einer »'sehr aufgeklärten Familie'« (109) stammt? Effis Antwort auf Innstettens obskure Ausführungen ist zumindest eindeutig, auch wenn ihr zunächst eine Entgegnung schwerfällt. Sie weist den »'adligen Spukstolz'« zurück: »'Gott sei Dank haben wir Briest's keinen Spuk. Die Briest's waren immer sehr gute Leute, und damit hängt es wohl zusammen.'« (93)

Geert von Innstetten ist ein Exponent des feudalen Herrschaftssystems, nicht nur, weil Bismarck »'große Stücke von ihm'« (12) halte (»'und auch der Kaiser'«), sondern weil er

als Landrat wie kein anderer preußischer Verwaltungsbeamter die staatliche Gewalt im Alltag der agrarischen Gesellschaft repräsentiert. Der preußische Landrat – auch das konnte Fontanes zeitgenössisches Lesepublikum mit Händen greifen – war (ganz anders als heute) die Faust des langen Regierungsarmes, der beim Ministerpräsidenten (Bismarck) begann und sich über den Innenminister, die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten der jeweiligen Provinzen fortsetzte. Der Landrat, der institutionell-staatsrechtlich aus den Tiefen der preußischen Geschichte kam, verfügte in seiner Verwaltungseinheit, dem Landkreis, über eine unerhörte Machtfülle und meist auch standesgemäße Autorität. Er war, wie Innstetten richtig sagt: »'Respektsperson'« (58).²⁶

Daß der alte Briest einen derartigen Posten ausgeschlagen hat, obwohl dieser ihm angetragen worden sei, offenbart, wie sehr auch er sich aus der Sphäre von Macht, Politik und gesellschaftlichem Zwang innerlich verabschiedet hat. Nicht anders als Dubslav von Stechlin, der auf ein politisches Engagement in Bismarcks Staatsschöpfung ebenfalls gern verzichtet, um Mensch sein und bleiben zu können.²⁷

Man könnte Briests Verhalten sogar als »Systemkritik« interpretieren, denn das Amt des altpreußischen Landrats hatte mit der zunehmenden staatlich-administrativen Durchdringung der Gesellschaft, insbesondere seit der Reichsgründung, einen deutlichen Wandel erfahren. Kein Geringerer als Bismarck hat diese Veränderung, die mit einem erheblichen Machtverlust des Landadels verbunden war, veranschaulicht. Im Januar 1892 schrieb der entlassene Kanzler in den *Hamburger Nachrichten*, in früheren Zeiten sei der Landratsposten eine Lebensstellung gewesen, und der Landrat habe vornehmlich die Interessen seiner Kreiseingesessenen vertreten, auch gegen die Regierung.

Doch: »Heutzutage ist es umgekehrt; der Landrat wird in der Regel die Regierungsinteressen dem Kreise gegenüber wahrnehmen. Die jetzigen Landräte sind junge Assessoren oder ähnliche Beamte; sie betrachten den Landratsposten als eine Stufe ihrer Karriere. Um letztere zu fördern, sind sie in der Versuchung, nach oben hin sich dienstbar, strebend zu erweisen und sich ein Verdienst daraus zu machen, die Intentionen der Regierung mit Energie und Erfolg zu fördern, ohne sich immer klar darüber zu werden, ob das Ergebnis für das Wohlbefinden der Kreiseingesessenen nützlich ist.«²⁸

Innstetten ist also Karrierebeamter par excellence. Als Leiter des (damals personell noch sehr bescheiden ausgestatteten) Landratsamtes will er es sogar – auf Kosten seiner Frau und Ehe allerdings – beiden Seiten rechtmachen: Seinem obersten Dienstherrn Bismarck in Varzin, den er auf Abruf von Zeit zu Zeit besucht, als auch dem konservativen Landadel, der im ständisch gewählten Kreistag das Sagen hat. Und da er überdies noch politische Ambitionen hat, weil er sich um ein Reichstagsmandat bewirbt, muß er politisch und gesellschaftlich auf den einflußreichen Landadel fixiert sein.²⁹

Bezeichnenderweise stößt Effi von Anbeginn in dieser Welt des verschrobenen, reaktionären Landjunkertums auf Ablehnung. Nur allzu deutlich scheinen die Grasenapps und Güldenklees zu spüren, daß die junge Frau Landrat von Innstetten mental nicht ihrer Sphäre angehört. Und wie tief läßt es blicken, wenn die dem Licht und der Luft zugewandte Effi sogar unter Aufklärungs-Verdacht gestellt wird, weil man sie für »'rationalistisch angekränkt'«, eine Deistin oder letztlich doch »'Atheistin'« hält (75)? Denn aufklärerische Ideen sind diesen Kreisen ein rotes Tuch, wie Baron von Güldenklees beim Toast auf Oberförster Ring zum besten gibt. Die Lessingsche Ringparabel, diese »'Judengeschichte'«, habe »'... wie der ganze liberale Krimskrams, nichts wie Verwirrung und Unheil'« gestiftet und tue es noch (181).³⁰

Es ist eine hybride Welt, diese preußisch-deutsche »Einigungsgesellschaft«, die auf den militärischen Erfolgen von 1864, 1866 und 1870/71 und der hegemonialen Stellung des zweiten deutschen Kaiserreichs thront. Diese Welt von »Siegern« ist durchdrungen von ihrer militaristischen Ideologie: Kaltblütigkeit, Schneidigkeit, Gefühlsverdrängung, soldatisches Gebaren, Frühaufstehen, »'Grundsätze'«, »'Zucht und Ordnung'« (151), »'Charakter und Festigkeit'« (172) sind die richtungweisenden Wertmaßstäbe, wobei über allem die »'Fahne der Disziplin'« (151) weht.

»Herzensgüte« (157), Mitmenschlichkeit, Empfindungen, Zärtlichkeit (143),

Nächstenliebe, das fontanesche Geltenlassen und das »Halbe« sowie letztlich die Vernunft – all das hingegen steht für »'Zuchtlosigkeit'« und wird als »'Signatur unserer Zeit'« (176) angeprangert. »'Woran scheitert man denn im Leben überhaupt?'«, fragt ein Berliner Herr, der »halb und halb zur Hofgesellschaft« gehört und Gast auf Effis Hochzeit ist, und er antwortet: »'Immer nur an der Wärme'« (40).

Doch die Welt, von der hier die Rede ist, umfaßt gerade einmal 0.3 Prozent der Gesamtbevölkerung. Es handelt sich zudem um eine geschlossene Gesellschaft, eine Kaste, eine soziale Formation, die aufgrund ihrer überkommenen Privilegien, weniger ihrer Leistungen oder Eignungen, fast alle höheren Positionen in Diplomatie, Verwaltung oder Militär besetzt hält.³¹

Diese aristokratische Führungselite ist so selbstgerecht, daß sie für sich in Anspruch nimmt, bestehende Gesetze auf ihre Weise und nach ihren antiquierten Normen zu interpretieren. So verstoßen Effi und Innstetten gleichermaßen gegen die Bestimmungen des seit dem 1. Januar 1872 eingeführten *Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich*.³² Effi wegen Ehebruchs (§ 172), Innstetten wegen des »Zweikampfes« (§§ 201-210). Ehebruch kann, wenn der betrogene Ehepartner die strafrechtliche Verfolgung verlangt, mit bis zu sechs Monaten Gefängnis geahndet werden. Innstettens Duell ist – wegen der Tötung Crampas' – mit Festungshaft nicht unter zwei Jahren bedroht. Doch das alles entspricht weder der gesellschaftlichen Wirklichkeit noch der Romanrealität. Hier wird Effis Existenz zerstört, die der Familie Crampas gleich mit, und Innstetten absolviert sechs Wochen Festung Glatz (310), was in der Regel sehr glimpflich, wenn nicht gemütlich ablief, um anschließend unter der schützenden Hand Seiner Majestät, des Staatsoberhauptes, das hier unverblümt Recht gebeugt hat, seine lupenreine Karriere fortzusetzen.

So dekliniert man die Doppelmoral des preußischen Hoch-, Ur-, Alt-, Land-, Dienst- und Neuadels. Keine andere Schicht hat von der Reichsgründung derart profitiert wie diese Klientel, die eine gesellschaftspolitische Dominanz und Exklusivität beanspruchte, wie das in keinem anderen deutschen Staat mehr anzutreffen war.³³ Und der Mann, der diese Welt in den Augen der Deutschen geschaffen hatte, war der längst zur Kultfigur erstarrte Otto von Bismarck, der wie kein anderer durch seine charismatische Herrschaft zur »Stabilisierung des deutschen Adels« beigetragen hat.³⁴ Der Reichskanzler wird in *Effi Briest* zur Metapher für die Gesellschaftselite, die ihm ihre Daseinsberechtigung verdankt. Wie ein Übertäter schwebt er über der Protagonistin, die Innstettens Beförderung nach Berlin mit den infantilen Worten kommentiert: »'Und der Fürst kann alles, Gott, der hat es am Ende durchgesetzt, und ich bin erst achtzehn'.« (213)

Effis Lebensdaten korrespondieren auffällig mit der Regierungszeit des Eisernen Kanzlers. Als Bismarck im September 1862 zum preußischen Ministerpräsidenten berufen wird, ist sie etwas mehr als ein Jahr alt. Sie siecht dahin in der Zeit der Kanzlerdämmerung und stirbt 1890, in dem Jahr, als Bismarck entlassen wird.³⁵

Zudem zirkuliert die Romanhandlung um markante Bismarck-Orte, als da wären: Varzin, Berlin und – natürlich ist das kein Zufall – Bad Ems. Von hier stammt die berühmt-berüchtigte Emser Depesche, die Bismarck im Sommer 1870 in Berlin so kunstvoll und folgenreich zu redigieren wußte. Dabei ist hinzuzufügen, daß viele brisante, wenn nicht skandalöse Details aus Bismarcks Regierungszeit und -praxis erst nach der Entlassung des Kanzler publik wurden und somit interessanterweise in die Entstehungsphase von *Effi Briest* fielen.³⁶ Hier in Bad Ems erreicht Effi gewissermaßen vice versa das Hohen-Cremmer Einschreiben, das ihr Schicksal besiegeln wird.

Bleibt noch nachzutragen, daß es in der Altmark, den Stammlanden der Bismarcks, den Ort Briest gibt, von wo Ludolf von Bismarck-Briest (1834-1924) kam, der cum grano salis zu Effis Lebzeiten, nämlich von 1864-1898, Landrat des Kreises Stendal war und aus der »vetterlichen Linie« des Reichsgründers stammte.³⁷

1878 ist das Jahr, das die politische Janusköpfigkeit Bismarcks und der ganzen Epoche auf markante Weise spiegelt. Glanzvoll präsidiert der Kanzler in diesem Sommer auf dem Berliner Kongreß, der seinen Nimbus als »Ehrlichen Makler« im Konzert der europäischen Mächte vor aller Welt unterstreicht. Zugleich ist 1878 das Jahr der Sozialistengesetze, der

Unterdrückung der Arbeiterbewegung, dieser neuen Kraft am politischen Horizont, der Fontane als Seismograph der preußisch-deutschen Gesellschaft eine gehörige Aufmerksamkeit entgegenbrachte, nicht zuletzt deshalb, weil er an die Zukunft des »vierten Standes« glaubte.

Daß Innstetten zu den linien- und bismarcktreuen Funktionären zählt, wird fast beiläufig mitgeteilt, als Herr von Borcke es sich nicht nehmen läßt, zu Annes Tauffeier darauf hinzuweisen, daß es schwere Zeiten seien, in denen man lebe, »'Auflehnung, Trotz, Indisziplin, wohin wir blicken'«, aber solange man noch Männer habe wie den Baron Innstetten, solange könne man dem »'Drachen der Revolution das giftige Haupt'« zertreten (136). Hinweise, daß der rührige, dienstbeflissene und geschäftige Landrat, der so wenig Zeit für seine junge Frau hat, entsprechend durchgreift, wenn die Torgelows dieser Zeit als gefährliches rotes »Gespenst«, das bekanntlich seit 1848 in Europa umgeht, ihr Unwesen treiben.³⁸

Fontane rieb sich zeit seines Schriftstellerlebens an der Ambivalenz der Bismarckschen Persönlichkeit.³⁹ Zugespißt gesagt: Er bewunderte uneingeschränkt die historischen Leistungen des Reichsgründers, verurteilte aber im Gegenzug viele Verhaltensweisen oder Charakterzüge des Menschen Bismarck, was sich dann so anhört:

»Du fragst wegen Bismarck. [...] Das ewige Sich-auf-den-Waisenknaben-und-Biedermeier-hin-Ausspielen ist gräßlich, und man muß sich immer wieder all das Riesengroße zurückrufen, was er genialisch zusammengemogelt hat, um durch diese von den krassesten Widersprüchen getragenen Mogeleyen nicht abgestoßen zu werden. Er ist die denkbar interessanteste Figur, ich kenne keine interessantere, aber dieser beständige Hang, die Menschen zu betrügen, dieses vollendete Schlaubergertum ist mir eigentlich widerwärtig, und wenn ich mich aufrichten, erheben will, so muß ich doch auf andre Helden blicken. Dem Zweckdienlichen alles unterordnen ist überhaupt ein furchtbarer Standpunkt, und bei ihm ist nun alles noch mit soviel Persönlichem und geradezu Häßlichem untermischt, mit Beifallsbedürftigkeit, unbedingtem Glauben an das Recht jeder Laune, jedes Einfalls und kolossaler Happigkeit. Seine aus jedem Satz sprechende Genialität entzückt mich immer wieder, schmeißt immer wieder meine Bedenken über den Haufen, aber bei ruhigem Blute sind die Bedenken doch auch immer wieder da. Nirgends ist ihm ganz zu trauen.«⁴⁰

Mit Blick auf *Effi Briest* kommt es einem so vor, als personifizierten – analog zu Faust und Mephisto – der Prinzipienmensch Innstetten und der Prinzipienverächter Crampas die beiden menschlichen Seiten dieser einen Medaille *Bismarck*. Dieser ist die Ikone der Gesellschaft und wird auch im Hause Innstetten entsprechend hochgehalten, so daß Effi – gewissermaßen als eine erste erfolgreiche Erziehungsmaßnahme Innstettens – für sich konstatiert, Bismarck sei doch schließlich der Mann, der »'über uns entscheidet. Auch über mich'« (95). Ansonsten ist dies eine ebenso kindliche wie hilflose Feststellung, nach einer Nacht, in der der Spuk an Effis Bett vorbeigeschlichen ist und die junge Frau so gar nicht der vom Staatslenker in seiner berühmten und auch von Theodor Fontane bewunderten Reichstagsrede am 6. Februar 1888 ausgegebenen Parole gerecht wurde: »Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt [...]; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt.«⁴¹

Doch die reichspreußische zeitunglesende Öffentlichkeit kannte auch einen anderen Bismarck. Allseits war bekannt, daß der Heros von Varzin über einen ausgeprägten bürgerlichen Geschäftssinn verfügte, der ihn – dank des Juden Gerson Bleichröder – zu einem vermögenden Mann gemacht hat. Schließlich ist Bismarck eine gelungene Doppelschöpfung: Seinen Geburtsadel verdankt er einem recht bedeutungsarmen Landjunker, dem Vater nämlich, seine Intelligenz vornehmlich der bürgerlichen Mutter, so daß es ihn summa summarum wenig angefochten hat, als profaner »Kaufmann« gegen den klassischen aristokratischen Moral- und Verhaltenskodex zu verstoßen, der kommerzielles Engagement weitgehend stigmatisierte.

So spielt Golchowski, der Wirt des Gasthauses *Zum Fürsten Bismarck*, Innstetten gegenüber auf den »'Fürsten [...] als Papiermüller'« an, was den Landrat in einige

Erklärungsnoté bringt, denn das alles paßt natürlich nicht zum hehren Eisernen Kanzler. Innstetten ist Jurist, und er wird wissen, daß das *Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten* sogar die Adels suspension androhte, wenn ein Adliger ein bürgerliches Gewerbe betrieb.⁴² Da bleibt ihm dann nur die Feststellung: »'... aus solchen Widersprüchen kommt man im Leben nicht heraus. Und da hilft auch kein Fürst und keine Größe'.« (102) Man sieht, der Kanzler lebt die Widersprüche, die dem menschlichen Dasein innewohnen, vor.

Und das war es dann auch, was Fontane so harsch an Bismarck kritisierte, daß dieser nicht selten eine eklatante Nicht-Größe zur Schau trug: »Diese Mischung von Ueberschmuck und Schlauberger, von Staatengründer und Pferdestall-Steuerverweigerer [...] von Heros und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat, – erfüllt mich mit gemischten Gefühlen und läßt eine reine helle Bewunderung in mir nicht aufkommen. Etwas fehlt ihm und gerade das, was recht eigentlich die Größe leiht.«⁴³

Bereits im Januar 1891 hatte er an Friedrich Witte geschrieben: »In der Zeitung interessieren mich jetzt sehr die Leitartikel über Bismarck. Ich finde sie ganz ausgezeichnet geschrieben und auch nicht zu streng in ihrem historischen Urteil. Ich finde nur, er ist nicht an seinen politischen Fehlern – die namentlich, solange die Dinge im Fluß sind, sehr schwer festzustellen sind – sondern an seinen Charakterfehlern gescheitert. Dieser Riese hat was Kleines im Gemüt, und daß dies erkannt wurde, das hat ihn gestürzt.«⁴⁴

Ähnliches wird Effi, als sie nach Annes Besuch verzweifelt zu Gott betet, über Innstetten äußern: »'Ich habe geglaubt, daß er ein edles Herz habe, und habe mich immer klein neben ihm gefühlt; aber jetzt weiß ich, daß er es ist, er ist klein, ist grausam. Alles, was klein ist, ist grausam'.« (325)

5

Alonzo Gieshübler ist es, der in Effi die Saite wieder anschlägt, die von Humanität und rationalem Denken kündigt und die ihr Vater in ihr angelegt hat. Gieshübler gibt das Stichwort, indem er über »'Apothekeradel'« räsoniert, den seine Familie wohl beanspruchen dürfe, weil sie über hundert Jahre in Kessin wirke. Effi reagiert in diesem »Vorstellungsgespräch«, als die Leserinnen und Leser sie erstmals in ihrer »Weltrolle« erleben, zunächst stereotyp, doch dann stößt sie thematisch eine Tür auf, hinter der sich nun wahrlich ein weites Feld verbirgt, die Frage nämlich, was Adel überhaupt sei. In den Adelsdebatten des 18./19. Jahrhunderts ging es ja unter anderem um die Frage, ob nicht Menschen aller Stände befähigt seien, einen menschlichen Adel zu erwerben, und stets aufs neue wurde debattiert, »wie der Adels eigentlich sein sollte«, womit auch das zentrale Thema des *Stechlin* angesprochen ist.⁴⁵

In diesem aufklärerischen Sinne erläutert Effi nun ihr eigentliches Verständnis von Adel, das sich so sehr von allen früheren Oberflächlichkeiten, von aller Adelsarroganz abhebt. Mit Blick auf die Beanspruchung des besagten Apothekeradels meint sie: »'Uns, aus den alten Familien, wird das am leichtesten, weil wir, so wenigstens bin ich von meinem Vater und auch von meiner Mutter her erzogen, jede gute Gesinnung, sie komme woher sie wolle, mit Freudigkeit gelten lassen. Ich bin eine geborene Briest und stamme von dem Briest ab, der, am Tage vor der Fehrbelliner Schlacht, den Überfall von Rathenow ausführte, [...] Eine Briest also, und mein Vater, da reichen keine hundertmale, daß er zu mir gesagt hat: Effi (so heiße ich nämlich) Effi, hier sitzt es, bloß hier, und als Froben das Pferd tauschte, da war er von Adel, und als Luther sagte 'hier stehe ich,' da war er erst recht von Adel'.« (73f.)

In nuce erleben wir hier schon die für die damalige Leserschaft aufregende Adels-Debatte aus dem *Stechlin*, als Melusine und Pastor Lorenzen ihren »'revolutionären Diskurs[e]« führen. Fontane geht dort einen deutlichen Schritt weiter und läßt Lorenzen aussprechen, was er selbst mehrfach in Briefen geäußert hat, daß die historische Epoche des Adels abgelaufen sei, dieser Stand keine Daseinsberechtigung mehr habe und man »'im Zeichen einer demokratischen Weltanschauung stehe'.«⁴⁶

So schreibt er Friedlaender: »Die Welt hat vom alten Adel gar nichts, es giebt Weniges, was so aussterbereif wäre wie die Geburtsaristokratie; *wirkliche* Kräfte sind zum Herrschen berufen, Charakter, Wissen, Besitz, – Geburtsüberlegenheit ist eine Fiktion, und wenn man sich die Pappenheimer ansieht, sogar eine komische Fiktion.«⁴⁷, um an anderer Stelle für einen neuen Adel – »wenn auch ohne 'von'« – zu schwärmen. Mit Blick auf prominente und erfolgreiche Familien wie Gropius, Thaer, Virchow und Siemens meint er einen Adel, »von dem die Welt wirklich was hat, neuzeitliche *Vorbilder* (denn dies ist die eigentliche Adelsaufgabe), die, moralisch und intellektuell, die Welt fördern und ihre Lebensaufgabe nicht in egoistischer Einpöklung abgestorbener Dinge suchen.«⁴⁸

Bei aller Dominanz, die der Adel, insbesondere in Preußen, noch zäh verteidigen konnte, bei allen Tendenzen im reichen Bürgertum, sich mental und lebensweltlich der feudalen Elite anzugleichen – der Adel war ein historisches Auslaufmodell und sah sich seit über einem Jahrhundert infrage gestellt. Daß seine Tage gezählt waren und der einzelne Junker allenfalls als »Kunstfigur« interessant war, unterstrich der »späte« Fontane mehr als einmal.⁴⁹

Schon im Jahr von Bismarcks Entlassung (und dann auch noch am »Sedan-Tag«!) hatte er Friedlaender geschrieben: »Der eigentliche Adel, der, den wir im Auge hatten, ist der Landadel und so sehr ich gerade diesen liebe und so sehr ich einräume, daß er in seiner Natürlichkeit und Ehrlichkeit ganz besondere Meriten hat, so ist mir doch immer mehr und mehr klar geworden, daß diese Form in die moderne Welt nicht ganz paßt, daß sie verschwinden muß und jedenfalls daß man mit ihr nicht leben kann.«⁵⁰

Adelskritik war zur Genüge von den Spätaufklärern des 18./19. Jahrhunderts, beispielsweise von Immanuel Kant, vehement vorgetragen worden.⁵¹ Die Große Französische Revolution hatte – sieht man einmal von der nordamerikanischen Entwicklung ab – erstmals vollendete Tatsachen geschaffen und am 4. August 1789 den Verzicht der Adelsprivilegien durchgesetzt, um den Adel am 19. Juni 1790 ganz abzuschaffen. Die Paulskirchenverfassung von 1849 hatte all das aufgegriffen, und die dann gescheiterte Revolution führte selbst in Preußen nicht dazu, daß das Rad der Geschichte vollkommen zurückgedreht wurde. So hieß es in der oktroyierten Verfassung vom Januar 1850: »Alle Personen sind vor dem Gesetz gleich. Standesvorrechte finden nicht statt.«⁵²

Die alte Machtstellung des Adels schmolz in Permanenz dahin, auch wenn – wie Pastor Lorenzen meint – das Regime versuchte, »'... dem Niedersteigenden eine künstliche Hausse zu geben'«⁵³. Die bürgerliche Leistungsgesellschaft war dessenungeachtet unaufhaltsam im Vormarsch. Die moderne industriekapitalistische Entwicklung ließ insbesondere den klassischen Landadel zu museumsreifen Exponaten mutieren, so daß bereits der Vormärzschriftsteller Heinrich Laube bemerkt hatte, der Adel gleiche einem »Indianerstamm«, spätere Historiker würden ihn als »naturhistorische Merkwürdigkeit« betrachten.⁵⁴

Der »späte« Fontane hat das sinngemäß wieder aufgegriffen: »Preußen – und mittelbar ganz Deutschland – krankt an unsren Ost-Elbiern. Ueber unsren Adel muß hinweggegangen werden; man kann ihn besuchen wie das aegyptische Museum und sich vor Ramses und Amenophis verneigen, aber das Land ihm zu Liebe regieren, in dem Wahn: dieser Adel sei das Land, – das ist unser Unglück und so lange dieser Zustand fortbesteht, ist an eine Fortentwicklung deutscher Macht und deutschen Ansehens nach außen hin gar nicht zu denken.«⁵⁵

Die Botschaft Fontanes – auch in *Effi Briest* – ist deshalb eindeutig: Der Adel muß sich seines Standes würdig erweisen, »... er muß danach sein, er muß eine Bedeutung haben für das Ganze, muß Vorbilder stellen, große Beispiele geben und entweder durch geistig moralische Qualitäten direkt wirken oder diese Qualitäten aus reichen Mitteln unterstützen.«⁵⁶ Zeigt er Humanität, wie wir es zum Beispiel bei Dubslav von Stechlin erleben, dann ist der einzelne Adlige liebenswert, wenn auch ein Schaustück aus der historischen Kuriositätenkiste. In dieser Hinsicht nimmt der joviale Ritterschaftsrat von Briest den sympathischen, selbstgenügsamen Don Quichotte vom Stechlin in vielem schon

vorweg.

Doch Briest versagt kläglich, als er seine Tochter der menschlichen wie sozialen Deklassierung preisgibt. Er wird mitschuldig an Effis Tod, weil er sein rührendes »Effi komm!« viel zu spät auf den telegraphischen Weg bringt. Das ist seine Tragik. Die Eltern – Luise von Briest ist hier im wahrsten Sinne des Wortes federführend – verstoßen ihr Kind und opfern es dem »'Gesellschafts-Etwas'« (278), dem Götzen, nicht primär, weil sie nicht in die gesellschaftliche Isolation geraten, sondern weil sie »'Farbe bekennen'« wollen (301), was nichts anderes heißt, als daß sie sich weiterhin ihrem Stand, ihrer Kaste, deren Mentalität, Ideologie, deren Leitbildern, Tugenden und Ehrvorstellungen zugehörig fühlen. Zu diesem Zeitpunkt stehen sie kompromißlos auf Innstettens Seite.⁵⁷

Deshalb sind auch sie gemeint, als Effi nach Annes mißglücktem Besuch diese Gesellschaft verflucht, die sie zum »Menschenopfer« hat werden lassen: »'... ich will Euch nicht mehr, ich hass' Euch, auch mein eigen Kind. Was zu viel ist, ist zu viel. Ein Streber war er, weiter nichts. – Ehre, Ehre, Ehre ... und dann hat er den armen Kerl totgeschossen, den ich nicht einmal liebte. Dummheit war alles, und nun Blut und Mord. Und ich schuld. [...] Mich ekelt, was ich gethan; aber was mich noch mehr ekelt, das ist Eure Tugend. Weg mit Euch. Ich muß leben, aber ewig wird es ja wohl nicht dauern'.« (325f.)

Effis früherer Adelsstolz ist längst dahin. Das hat sich schon während ihres letzten Besuchs in Hohen-Cremmen offenbart, als ihr Vater über die Zukunft des Hauses Innstetten medisiert und spitz anmerkt, Annie werde womöglich einen »'... Bankier heiraten (hoffentlich einen christlichen, wenn's deren dann noch giebt) ...'«. Briests Tochter sieht's mit Heiterkeit: »Denn so adelsstolz sie war, so war sie's doch nur für ihre Person, und ein eleganter welterfahrener und vor allem sehr, sehr reicher Bankierschwiegersohn wäre durchaus nicht gegen ihre Wünsche gewesen.« (263)

Das ist eine unerhörte Aussage, die der Erzähler hier zum besten gibt, belegt sie doch, wie weit Effi sich schon vom standesgemäßen Adelsethos entfernt hat, und das in zweierlei Hinsicht: Zum einen würde eine Heirat ihrer Tochter Annie mit einem nichtadligen Bankier juristisch einem Adelsverzicht gleichkommen, und zweitens – und das wiegt schwerer – beschränkt Effi ihren Adelsstolz auf ihre Person. Unaristokratischer geht es eigentlich nicht mehr, denn Adelsstolz ist immer auf die Familie und ihre Vergangenheit bezogen: »Den Adel zeichnet aus, daß ihn der Einzelmensch vornehmlich nicht als Individuum, sondern vielmehr als Teil einer Gruppe, einer Familie interessiert.«⁵⁸ Effi hat sich somit erstaunlich weit vom eigenen Adel distanziert. Das bestätigt auch die Geheimrätin Zwicker, als sie einige Zeit später in ihrem Brief aus Bad Ems schreibt, Effi sei »'... ohne jeden Adelsdünkel (oder doch groß in der Kunst, ihn zu verbergen) ...'«. (304)

Doch Effi hat nichts mehr zu verbergen. Die exklusive Welt, der sie angehört hat, verstößt sie, macht sie zum Paria. Fontane leistet sich hier im übrigen eine sehr feine Ironie, als die »Frau Baronin von Innstetten« (299) in Bad Ems der verhängnisvolle Brief aus Hohen-Cremmen erreicht. Der Postbote, der hier seine Pflicht erfüllt, heißt ausgerechnet Böselager. Von der Namengebung her gesehen ein witziger Einfall, denn vom Postboten Böselager erwartet man nicht gerade die Zustellung angenehmer Korrespondenz.

Doch das ist nicht alles: Fontane wird gewußt haben, daß die Böselagers/Boeselagers ein namhaftes deutsches Adelsgeschlecht vertreten.⁵⁹ Was also soll das bedeuten? Daß dieser Vertreter der Reichspost zumindest nominell dafür steht, daß der soziale Abstieg vom leibhaftigen Aristokraten zum Postboten etwas sehr Reales sein kann? Wohl kaum. Eher ist das eine Allusion, die sehr gezielt darauf verweist, daß dieser von der Mutter geschriebene und vom Vater gebilligte Brief in letzter Konsequenz vom Adel als Kollektiv zugestellt wird. Denn zufällig kann diese Namengebung nicht sein. Oder wäre Fontane jemals auf die Idee gekommen, einen schlichten unverdächtigen Postboten ohne weitere Absicht Marwitz oder Zieten zu nennen?

De facto ist die junge Frau von Mitte zwanzig zum »Sozialhilfefall« für ihre Eltern geworden. Sie gehört nach außen hin allenfalls noch zum »Etagenadel« oder »Adelsproletariat«, zu jenen Aristokraten, die sozialökonomisch längst im unteren

Kleinbürgertum angesiedelt waren. Effi ist jetzt auf Augenhöhe mit ihrer treuen Seele und Freundin Roswitha, deren Schicksal dem ihrigen ja nicht unähnlich ist. Effis Tragik vollendet sich allerdings in dem Umstand, daß ihr die Welt auf doppelte Weise verschlossen ist. Zur Welt des Adels gehört sie nicht mehr, das hat Luise von Briest ihr schwarz auf weiß bescheinigt (301), doch sie muß auch davon ausgehen, daß man ihr aus moralischen Erwägungen verwehrt, »'... bei Gutem mit dabei zu sein. Ich kann nicht 'mal armen Kindern eine Nachhülfestunde geben ...'!.« (315)

Ihr eigentliches Problem ist jedoch, daß sie »noch zu viel von dem alten Menschen'« in sich hat (315).⁶⁰ Sie ist nicht in der Lage, das zu tun, was für Millionen anderer selbstverständlich ist: ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Auch hierin drückt sich Adelsagonie aus, daß viele Vertreter dieses Standes ihre »'kastenartige Abneigung' gegen tägliche Erwerbsarbeit«⁶¹ nur schwer überwandern, daß sie den Anschluß an die moderne Welt verpaßt hatten und oft in bittere Armut abrutschten. Wir kennen aus Fontanes Romanwerk vergleichbare Schicksale von Männern wie Botho von Rienäcker oder eben Waldemar von Haldern, die ihrem Stand gern den Rücken kehren würden, denen aber die bürgerliche Qualifikation dazu fehlt. Wie schrieb Fontane 1892: »... jetzt sehe ich doch zu sehr, was unsrem 'ersten Stande' fehlt, der Prozentsatz der Ungebildeten unter ihnen ist zu groß.«⁶²

Deshalb ist Melanie van der Straaten auch die eigentliche programmatische Gegenfigur zu Effi von Briest. Jene schafft den Sprung in die bürgerliche Arbeitswelt, was bekanntlich auch dem historischen Vorbild zu Effi gelungen ist, Elisabeth von Ardenne, von der Fontane wußte, daß sie »als ausgezeichnete Pflegerin in einer großen Heilanstalt« tätig war.⁶³ Zudem kam es nicht selten vor, daß verarmte adlige Frauen, die unverheiratet geblieben waren, sich mit Stundengeben, Hand- und Näharbeiten oder künstlerischer Tätigkeit über Wasser hielten.⁶⁴ Und wenn Botho am Ende von *Irrungen, Wirrungen* ganz illusionslos meint, Gideon sei besser als Botho, so wird auch in *Effi Briest* demonstriert, daß es gerade in der Welt der »kleinen Leute« wahren Adel, menschlichen Adel gibt. »'... die ist uns über'«, sagt Wüllersdorf, nachdem er Roswithas briefliche Bitte gelesen hat, Rollo doch nach Hohen-Cremmen zu schicken, die andere gute Seele, die Kreatur, die Effi vor Spuk und Gesindel so wirkungsvoll zu schützen weiß. (339)

Und auch das geht nicht ohne Ironie ab. Innstetten erhält an besagtem Tag zwei Briefe. Einen offiziellen, den er als preußischer Beamter zuerst öffnet und der ihm seine Beförderung ankündigt, die an seinem traurigen selbstverschuldeten Schicksal und verlorenen Lebensglück so wenig ändern wird. In dem anderen Brief hingegen wird er drastisch degradiert: »'Sr. Wohlgeboren Herrn Baron von Innstetten'«, hat Roswitha geschrieben, (noch immer?) nicht wissend, daß es »Hochwohlgeboren« hätte heißen müssen, weil sie mit den »landesüblichen Titulaturen« nicht vertraut ist (337).⁶⁵ Wüllersdorf amüsiert sich über das »Wohlgeboren«, das einer symbolischen Ohrfeige gleichkommt, da es allen unteren Gesellschaftsrängen vorbehalten ist und Innstetten behandelt, als wäre er ein kleiner subalternen Verwaltungsbeamter. Doch dem Geheimrat ist längst nicht mehr nach Humor zumute, denn inmitten einer Diskussion über das Lebensglück, die er gerade mit Innstetten bestreitet, dieses defaitistischen Diskurses mit seiner »subversivste[n] Botschaft«⁶⁶, die so gar nicht zum idealtypischen preußischen Beamten passen will, steht sein verräterisches: »die ist uns über«.

Am Ende von *Effi Briest* ist Effi von Briest de facto keine Adlige mehr. Sie ist im Zuge ihrer dramatischen Katharsis zu einer Art Lichtgestalt aufgestiegen, zu einem Fanal humanen Denkens. Die Licht-Metaphorik der Aufklärung ist unübersehbar: Dort wo die Sonnenuhr einst stand, befindet sich nun die weiße Grabplatte, umgeben vom Heliotropium, dem der Sonne zugewandten Gewächs. Und der Gedanke drängt sich auf, daß Effis letzte Ruhestätte diese Sonnenuhr ersetzen soll, als zeige die weiße Grabplatte samt ihrer Inschrift ab jetzt die (neue) Zeit an.

Hier nun ruht das Naturkind, das Licht und Luft, die »Lebensluft« (127), so sehr gebraucht hat. Ihre letzte Ruhe findet sie deshalb nicht – wie es Adelsprivileg und -tradition ist – in der separaten Grablege der Familie, in der dunklen Kirchen- oder

Familiengruft.⁶⁷ Effis Grabstätte verweist auf das, was Lorenzen über die kommenden Zeiten sagt, die im »'Zeichen einer demokratischen Weltanschauung'« stünden: »'... eine Zeit mit mehr Sauerstoff in der Luft, eine Zeit, in der wir besser atmen können. Und je freier man atmet, je mehr lebt man'.«⁶⁸

»Effi Briest« steht auf der Grabplatte und nicht der eigentliche Name »Effi von Briest« oder »Effi v. Briest«, wie es auch üblich gewesen wäre und wie wir es am Ende von *Vor dem Sturm* finden, wo »Renate von Vitzewitz« auf dem Stein steht. Effi hat ihren Adel demonstrativ niedergelegt, nicht juristisch, aber als moralisches Bekenntnis.⁶⁹ Dies geschieht nicht etwa aus Demut oder falscher Bescheidenheit oder weil sie sich als Büßerin fühlt. Sie hat ihre Schuld von Anfang an angenommen und läßt sich bewußt im »Herzen« des gutsherrschaftlichen Gartens begraben.

Aber was für eine gesellschaftspolitische Aussage ist das und was für eine moralische Hypothek für die spätere Besitzerin dieser Immobilie, ihre Tochter Annie, die ja Erbtöchter (329) ist und so sehr nach Innstetten schlägt, nicht äußerlich, aber charakterlich. Was für eine lapidare Mahnung wird dieser Tochter tagtäglich vor Augen stehen: Daß ihre Mutter zuletzt war, wie sie eigentlich war, nämlich nicht von dem Adel, der ihre menschliche Existenz, ihr Wesen, ihre Natur zerstört hat? Aber bis das soweit ist, werden die Eltern auf diesen Stein blicken müssen, der sie stets daran erinnert, daß das »von Briest« eigentlich schon nicht mehr von dieser Welt ist.

Annies Vater, so hat die vom Tode gezeichnete Effi gesagt, sei »'... so edel, wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist'«. Auch dies ist ein Verdikt und heißt im Klartext: Wer ohne wirkliche Liebe, ohne Nächstenliebe, Tugend und Humanität ist, der ist ebenfalls nicht edel und somit nicht von Adel – jedenfalls nicht von Adel, wie er sein sollte. Denn Adel hat sich idealiter immer als »'helles Licht'«⁷⁰ mit dem dazugehörigen Tugend- und richtigen Ehrbegriff verstanden, womit Innstetten erneut in einem mehr als fragwürdigen kalten Licht erscheint.

Der Romantitel *Effi Briest* rekuriert also streng genommen auf die Inschrift des Grabsteins, der Effis selbstvollzogene Denobilitierung dokumentiert und verkündet, womit auch auf eine zentrale politische Botschaft des Buches verwiesen ist.

Aber warum verwendet der Erzähler den Namen »Effi Briest« selbst nur ein einziges Mal, nämlich im Anfang des 3. Kapitels?

Wer genau hinschaut, erkennt sofort, wie eingetrübt die hier beschriebene Verlobungszeremonie ist. Frau von Briest steht die Vergangenheit vor Augen, die Zeit vor achtzehn Jahren, als sie selbst gern Innstettens Braut geworden wäre. Denn Effis Ehe entsteht bekanntlich auf den Trümmern einer vormals gescheiterten Liebe und eines demolierten Lebensglücks. Und wer möchte, kann sich einen Reim darauf machen, daß, während der alte Briest das Familien-Du proponiert, ausgerechnet das Eis herumgereicht wird und Briest von Innstetten nicht »Papa« (19) genannt werden möchte. Das und noch einiges mehr sind unmißverständliche Vorausdeutungen, die bereits auf das tragische Ende zielen, den Grabstein nämlich, auf dem nur »Effi Briest« zu lesen sein wird.

- 1 Alle Seitenangaben im Text beziehen sich auf: Theodor Fontane: Effi Briest. Große Brandenburger Ausgabe: Das erzählerische Werk, Bd. 15. Hrsg. von Gotthard Erler, Aufbau-Verlag, Berlin 1998.
- 2 Ich möchte ganz nebenbei die ketzerische These wagen, daß dieser Roman in vielem die Züge einer Novelle trägt. Er ist sehr einsträngig erzählt und kappt rigoros alle Einstiegsmöglichkeiten zu Nebenhandlungen, Vorgeschichten oder den Lebensschicksalen wichtiger Figuren etc. So würde man doch gern erfahren, welches »Päckchen« Willersdorf zu tragen hat (341), wer Frau von Crampas ist, wie Innstetten aufwuchs, was er zwischen 1871 und 1878 genau getrieben hat, wie Bismarck auf ihn, einen von ca. 480 Landräten in Preußen, eigentlich gekommen ist u.a.m.
- 3 Adelsverzicht, Adelsniederlegung oder Adelsverlust – all diese Begriffe sind hier nicht juristisch gemeint, können zudem nicht von rechtlicher Relevanz sein, weil Adelsverlust z.B. nur bis zum Inkrafttreten des Strafgesetzbuches (1.1.1871) möglich war. Was Fontane – ähnlich wie im Fall Waldemar von Halderns (Stine) – interessiert, das ist der politisch und gesellschaftspolitisch brisante »Standeswechsel nach unten«. Zur juristischen Problematik s. Claus Heinrich Bill: Standesregulierung durch Adelsverlust in Preußen 1794-1870. Grundlagen, Theorien, Anwendung und Praxis der preußischen Adels suspensionen. In: Nobilitas. Zeitschrift für deutsche Adelforschung. Folge 17 (2000), S. 826ff. (hier zit. S. 829).
- 4 An Friedrich Stephany, 2. Juli 1894: HFA IV, 4, S. 370.
- 5 Verwiesen sei nur auf die fundierten wie hilfreichen Arbeiten von Daragh Downes: Effi Briest. In: Fontane-Handbuch. Hrsg. v. C. Grawe u. H. Nürnberger, Stuttgart 2000, S. 633ff. - Christian Grawe: Effi Briest. In: Ders. (Hrsg.): Fontanes Novellen und Romane (Interpretationen), Stuttgart 1991, S. 217ff. - Ders., Führer durch Fontanes Romane. Ein Lexikon der Personen, Schauplätze und Kunstwerke, Stuttgart 1996. - Ders.: Theodor Fontane. Effi Briest (Grundlagen und Gedanken. Erzählende Literatur), Braunschweig 1998. - Elsbeth Hamann: Theodor Fontane. Effi Briest (Oldenbourg Interpretationen, Bd. 11), 4. Aufl., München 2001. - Theodor Pelster: Theodor Fontane. Effi Briest (Lektüreschlüssel für Schüler), Stuttgart 2003. - Walter Schafarschik (Hrsg.), Theodor Fontane. Effi Briest (Erläuterungen und Dokumente), Stuttgart 1972.
- 6 Peter Demetz: Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen, München 1964, S. 193ff. - Wolfgang Ertl: Die Personennamen in den Romanen Theodor Fontanes. In: Fontane-Blätter [Fbl.] 34, 1982, S. 204ff. - Renate Böschstein: Caecilia Hexel und Adam Krippenstapel. Beobachtungen zu Fontanes Namengebung. In: Fbl. 62, 1996, S. 31ff. - Michael Schmidt: »Geheimnisse [...] und Anspielungen« oder Caroline und Effi von Briest. »Namenanspielung« u. Protoemanzipation in Theodor Fontanes Roman. In: Nordlit 3 (1998), S. 143ff.
- 7 An Otto von Glasenapp (Entwurf), Herbst (?) 1895: Hanser Fontaneausgabe [HFA] IV, 4, S. 477f. - Zu den pommerschen Adelsgeschlechtern s. Johannes Rogalla von Bieberstein: Adelherrschaft und Adelskultur in Deutschland, 3. Aufl., Limburg an der Lahn 1998, S. 60ff.
- 8 Grawe, Effi Briest (Grundlagen und Gedanken. Erzählende Literatur), S. 78.
- 9 Trotz aller Süd-Nord-Polarität sollte nicht vergessen werden, daß »Gieshübler« ein Name süddeutschen Ursprungs ist, womit ein weiteres Gegenmoment zur preußischen Welt des Romans geschaffen wird.
- 10 Grundsätzlich: Ralf Harslem: Thomas Mann und Theodor Fontane. Untersuchungen über den Einfluß Theodor Fontanes auf das erzählerische Frühwerk von Thomas Mann (Heidelberger Beiträge zur deutschen Literatur, Bd. 7), Frankfurt 2000.
- 11 An Hans Hertz, 2. März 1895: HFA IV, 4, S. 430f.
- 12 An Adolf Kröner, 28. Juli 1890: HFA IV, 4, S. 55 sowie die Anmerkungen zur Entstehung in: Effi Briest. GBA, Bd. 15, S. 371f. u. 408f.
- 13 Hier vor allem die Skizze über Nennhausen, das die Familie v. Briest zwischen 1694 und 1822 besaß: Das Ländchen Friesack ... GBA, Wanderungen, Bd. 7, S. 259f.
- 14 Althochdeutsch verbinden sich hiermit die Wörter »Elfe« oder »edel« sowie »Friede«: Debus, F. (Hrsg.): Reclams Namenbuch. Deutsche und fremde Vornamen nach Herkunft und Bedeutung erklärt, Stuttgart 1987, S. 66.
- 15 Friedrich Spielhagen: Zum Zeitvertreib, Berlin 2007. - Grawe: Effi Briest (Grundlagen und Gedanken. Erzählende Literatur), S. 29ff.
- 16 So wird sie immerhin korrekt bei Grawe: Führer durch Fontanes Romane, S. 68, genannt.
- 17 Was den tragischen Konflikt und die schicksalhafte Schuldverstrickung angeht, gibt es auch hier eine Parallele zu Emilia Galotti: Beide jungen Frauen versäumen es, in einem frühen Stadium der Entwicklung »Widerstand« zu leisten, d.h., ein unmißverständliches Nein zu artikulieren.
- 18 Schmidt: »Geheimnisse [...] und Anspielungen«, S. 156.
- 19 Rogalla von Bieberstein: Adelherrschaft, S. 173, 165.
- 20 Rogalla von Bieberstein: Adelherrschaft, S. 167.
- 21 Zu den kommunalrechtlichen Aspekten Hue de Grais: Handbuch der Verfassung und Verwaltung in Preußen und dem Deutschen Reiche. 22. Aufl., Berlin 1914, S. 122ff.
- 22 Das Handküssen spielt im Roman in verschiedenster Hinsicht eine Rolle, wenn es darum geht,

- hierarchische Strukturen oder Beziehungsgefüge im zwischenmenschlichen Bereich aufzuzeigen. Als Effi beispielsweise Innstetten nach ihrer Ankunft in Kessin die Hand küssen will, wehrt dieser mit den Worten ab, er sei für die Kessiner Respektperson, nicht für Effi (58). Johanna hingegen wird Innstetten später die Hand küssen (289). Weitere Beispiele u.a. S. 33, 35, 132.
- 23 In diesem Sinne verwendet Fontane den Begriff auch in *Fünf Schlösser*. GBA, Wanderungen, Bd. 5, S. 300.
 - 24 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, München 1995, S. 815.
 - 25 Theodor Fontane: Der Stechlin. GBA: Das erzählerische Werk, Bd. 17, S. 136.
 - 26 Sehr anschauliche Beispiele von der Machtfülle des Landrats gibt Peter Brandt: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates. Eine Darstellung in Quellen (Ausstellungskatalog: Preußen – eine Bilanz, Bd. 3), Reinbek bei Hamburg 1981, S. 135f. - Ferner: Franz Gelpke: Die geschichtliche Entwicklung des Landrathsamtes der preußischen Monarchie unter besonderer Berücksichtigung der Provinzen Brandenburg, Pommern und Sachsen, Berlin 1902. – Margun Schmitz: Der Landrat. Mittler zwischen Staatsverwaltung und kommunaler Selbstverwaltung. Der Wandel der funktionalen Stellung des Landrats vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Baden-Baden 1991.
 - 27 Hans-Jürgen Perrey: Nirgends ist ihm ganz zu trauen«. Bismarck im Urteil Theodor Fontanes. In: Friedrichsruher Beiträge, Band 19, Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh 2002, S. 40ff.
 - 28 Max Klemm: Was sagt Bismarck dazu? Ein Wegweiser durch Bismarcks Geistes- und Gedankenwelt. Bd. 2, Berlin 1924, S. 2f. - Ähnlich für die Jahre 1893/94: J. Penzler: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, Bd. 5, Leipzig 1897, S. 155.
 - 29 Daß Innstetten für den Reichstag kandidieren will, ist historisch gesehen eher untypisch. Preußische Landräte bewarben sich in der Regel um ein Mandat im Abgeordnetenhaus, um hier (zumeist) im Interesse der eigenen Regierung zu wirken.
 - 30 Hierzu bes. Henry H.H. Remark: Politik und Gesellschaft als Kunst: Guldenklees Toast in Fontanes Effi Briest. In: Manfred Horlitz (Hrsg. im Auftrag des Fontane-Archivs): Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht, Potsdam 1996, S. 19ff.
 - 31 Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, S. 810f.
 - 32 Reichsgesetzblatt, 1871, Nr. 24, S. 127ff.
 - 33 Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, S. 805ff.
 - 34 Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, S. 806.
 - 35 Geht man davon aus, daß der Roman 1878 spielt, dann ist Effi Jahrgang 1861, denn sie verlobt sich vor ihrem 17. Geburtstag, der in den August fällt, und heiratet am 3. Oktober mit 17 Jahren. Über die Zeitstruktur s. Anmerkungen zum Stoff in: *Effi Briest*. GBA, Bd. 15, S. 361f. sowie abweichend davon: GRAWE: Effi Briest (Grundlagen und Gedanken. Erzählende Literatur), S. 51ff. - Ferner: Hugo Aust: Effi Briest oder: Suchbilder eines fremden Mädchens aus dem Garten. In: Fbl. 64, 1997, S. 66ff. (hier S. 69f.).
 - 36 Grundsätzlich zu diesem Komplex und zur Emser Depesche, deren Einzelheiten z.B. erst 1891/92 ans Licht der Öffentlichkeit kamen: Manfred Hank: Kanzler ohne Amt. Fürst Bismarck nach seiner Entlassung 1890-1898. 2. Aufl., München 1980, S. 134ff.
 - 37 Hermann Reuter u.a.: Otto von Bismarck. Spuren und Wirkungen etc., Lingen o.J., S.182ff.
 - 38 Das Thema »Sozialdemokratie« ist im Stechlin ungleich stärker entwickelt. Hier tritt Dubslav von Stechlin gegen den Sozialisten Torgelow bei den Reichstagswahlen an.
 - 39 Zum Komplex »Bismarck-Fontane« verweise ich auf meinen Aufsatz »Nirgends ist ihm ganz zu trauen«
....
 - 40 An August von Heyden, 5. August 1893: HFA IV, 4, S. 272.
 - 41 Bismarck: Die gesammelten Werke, Reden, Bd. 13, S. 347. - Dazu: Fontane: Tagebücher 2. GBA, S. 242.
 - 42 ALR Teil II, Titel 9, § 81.
 - 43 An Mete Fontane, 1.4.1895: HFA IV, 4, S. 440.
 - 44 4. Januar 1891: HFA IV, 4, S. 82.
 - 45 Ludwig Fertig: Der Adel im deutschen Roman des 18. und 19. Jahrhundert. (Diss.), Heidelberg 1965, S. 49. - Zum Stechlin-Thema s. Fontane an Carl Robert Lessing, 8.6.1896: HFA IV, 4, S. 562. - Ferner: Hans Reif: Adel im 19. und 20. Jahrhundert (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, 55), München 1999.
 - 46 Fontane: Der Stechlin. GBA: Das erzählerische Werk, Bd. 17, S. 324.
 - 47 An Friedlaender, 1.2.1894: HFA IV, 4, S. 328.
 - 48 An Friedlaender, 8.7.1895: HFA IV, 4, S. 459.
 - 49 An Friedlaender, 14.5.1894: HFA IV,4, S. 352. Grundsätzlich: Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland, Stuttgart 1975, S. 394ff. - Hubertus Fischer: Fontane und der preußische Adel. In: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 3 (2000), S. 144ff. sowie: Monika Wienfort: Fontane und der Adel. Beobachtungen zum Stechlin. In: Fbl. 76, 2003, S. 126ff.
 - 50 An Friedlaender, 2.9.1890: HFA IV,4, S. 60.

- 51 Reif: Adel im 19. und 20. Jahrhundert, S. 39ff.
- 52 Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, S. 168.
- 53 Fontane: Der Stechlin. GBA: Das erzählerische Werk, Bd. 17, S. 323.
- 54 Fertig: Der Adel im deutschen Roman, S. 133.
- 55 An Friedlaender, 5.4.1897: HFA IV, 4, S. 643.
- 56 An Friedlaender, 6.5.1895: HFA IV, 4, S. 451.
- 57 Zur Adelsideologie: Rogalla von Bieberstein: Adels Herrschaft, S. 164ff.
- 58 Rogalla von Bieberstein: Adels Herrschaft, S. 174.
- 59 Viele Leserinnen und Leser werden spontan an Philipp Freiherr von Boeselager denken, der zu den Männern des »20. Juli 1944« gehörte. - Fontane selbst erwähnt einen Leutnant von Böselager in: Der deutsche Krieg von 1866. 1. Bd., Berlin 1870, S. 710. Ferner: Friedrich von Klocke: Die Familie von Boeselager. Ein Beitrag zur Ständegeschichte des westfälischen Adels, Münster 1977.
- 60 Auch Waldemar von Haldern spricht von der »alten Welt«, aus der er scheiden möchte: Fontane: Stine. GBA: Das erzählerische Werk, Bd. 11, S. 76.
- 61 Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, S. 807.
- 62 An Friedlaender, 12.10.1892: HFA IV, 4, S. 220.
- 63 An Clara Kühnast, 27.10.1895: HFA, Briefe IV, 4, S. 494.
- 64 Reif: Adel im 19. und 20. Jahrhundert, S. 27.
- 65 Otto Rose: Der Adel Deutschlands und seine Stellung im deutschen Reich und in dessen Einzelstaaten. Berlin 1883, S. 105f.
- 66 Grawe: Effi Briest. In: Ders. (Hrsg.): Fontanes Novellen und Romane, S. 239f.
- 67 Hier drängt sich der Vergleich zu Waldemar von Haldern auf, dem es letztlich nicht gelingt, seinen Stand zu verlassen, und der deshalb Selbstmord begeht. »'So wenig Haldernsch ich vielleicht war, so wünsch' ich doch in der Haldernschen Gruft zu stehen'«, heißt es in seinem Testament. Fontane: Stine. GBA: Das erzählerische Werk, Bd. 11, S. 102.
- 68 Fontane: Der Stechlin. GBA: Das erzählerische Werk, Bd. 17, S. 324.
- 69 Es geht hier – wie oben bereits erwähnt – nicht um die juristischen Implikationen eines Adelsverzichts, die Fontane literarisch wohl kaum interessiert hätten. Ein Adelsverzicht mußte notariell angezeigt werden. Der Adel ging auch nicht durch Nichtgebrauch verloren. Da das Adelsprädikat »von« noch nicht Teil des Namens war, was erst mit der Abschaffung des Adels und der Adelsbezeichnungen durch die Weimarer Reichsverfassung von 1919 erfolgte (Art. 109), war es jedem selbst überlassen, das »von« zu führen oder nicht. Im persönlichen Umgang mit Standesgenossen hätte sich Effi sicherlich nur »Effi Briest« genannt. Im Roman ist von Bedeutung, daß sie selbst ihren Namen nur ein einziges Mal so anführt, nämlich auf ihrer Grabplatte. Siehe auch: Rose: Der Adel Deutschlands, S. 89. - J. F. v. Owstien: Adelsverzicht. Adelsrechtliche Fragen, Teil 9. In: Deutsches Adelsblatt 43 (1932), S. 595.
- 70 Rogalla von Bieberstein: Adels Herrschaft, S. 165.